

**HEYNE <**

PIERRE GRIMBERT  
im Wilhelm Heyne Verlag:

Einst reisten Vertreter aller Nationen auf die geheimnisvolle Insel Ji. In den Tiefen der Insel, so erzählt man sich, gerieten sie in ein Felslabyrinth – und verschwanden spurlos. Jahr für Jahr treffen sich nun ihre Nachkommen am Eingang des Labyrinths, um dem Rätsel auf die Spur zu kommen. Denn was hat es mit der Insel Ji wirklich auf sich? Als schließlich ein Nachkomme nach dem anderen grausamen Mördern zum Opfer fällt, machen sich die letzten Erben auf, um das Geheimnis von Ji zu lüften.

#### DIE MAGIER

*Erster Roman:* Gefährten des Lichts

*Zweiter Roman:* Krieger der Dämmerung

*Dritter Roman:* Götter der Nacht

*Vierter Roman:* Kinder der Ewigkeit

#### DIE KRIEGER

*Erster Roman:* Das Erbe der Magier

*Zweiter Roman:* Der Verrat der Königin

*Dritter Roman:* Die Stimme der Ahnen

*Vierter Roman:* Das Geheimnis der Pforte

*Fünfter Roman:* Das Labyrinth der Götter

#### DIE GÖTTER

*Erster Roman:* Der Ruf der Krieger

*Zweiter Roman:* Das magische Zeichen

*Dritter Roman:* Die Macht der Dunkelheit

Mehr über Autor und Werk unter:  
[www.heyne-magische-bestseller.de](http://www.heyne-magische-bestseller.de)

PIERRE GRIMBERT

# DIE GÖTTER

DAS MAGISCHE ZEICHEN

ROMAN

Aus dem Französischen  
von Sonja Finck  
und Andreas Jandl



WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der französischen Originalausgabe  
LES GARDIENS DE JI: LE DEUIL ÉCARLATE



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 08/2011  
Redaktion: Catherine Beck  
Copyright © 2009 by Pierre Grimbert  
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2011  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München  
Umschlagillustration: Paolo Barbieri  
Karte: Andreas Hancock  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-52769-0

[www.heyne-magische-bestseller.de](http://www.heyne-magische-bestseller.de)

*Ich heiÙe Zejabel von Kercyan. Früher wurde ich die »Kahati« genannt und trug sogar den Beinamen »die Mörderin«, aber das ist lange her und gehört zu einem anderen Leben. Meinen richtigen Namen, den, den mir meine Eltern gaben, habe ich vergessen. Ich werde mich wohl nie mehr daran erinnern.*

*Denn es war so: Alle Mädchen, die von Zuïas Boten im Namen der Dämonin entführt wurden, hatten ihre Herkunft zu vergessen. Unser einziger Daseinszweck bestand darin, uns auf den Tag vorzubereiten, an dem eine von uns das höchste Opfer bringen würde: Zuïa ihren Körper schenken. Die Dämonin war zwar unsterblich, brauchte aber einen Körper aus Fleisch und Blut, um Gestalt anzunehmen. Zu diesem Zweck entrisen ihre Priester mich und andere Mädchen unseren Familien. Sie drillten uns gnadenlos darauf, Schmerz und Entbehrungen zu ertragen, damit eine von uns eines fernen Tages die grausame Rachegöttin in sich aufnehmen konnte. Diejenige, die diese zweifelhafte Ehre hätte, wäre dann nur noch eine Gefangene im Geist der Dämonin, eine leise Stimme in ihrem Kopf.*

*Keine von uns hatte dieses Schicksal freiwillig gewählt, und wir ahnten damals noch nicht, welche Schrecken uns erwarteten. Dass die Rachegöttin Zuïa immer wieder menschliche Gestalt annahm, wurde streng geheim gehalten. Seit Jahrtausenden hüteten die Judikatoren in den Sümpfen des Lus'an ihre Traditionen. Eine ihrer Pflichten war es, gewöhnliche Sterbliche von ihrer Gebieterin fernzuhalten, eine zweite, jederzeit eine Schar Mädchen für Zuïa bereitzuhalten.*

*An meine frühe Kindheit kann ich mich kaum erinnern. Alles, was mir geblieben ist, sind ein paar verschwommene Bilder. Bruchstückhafte Eindrücke, flüchtige Augenblicke. Zum Beispiel erinnere ich mich, wie ich hinter dem Haus meiner Eltern auf der Treppe saß und fasziniert zwei Salamander beobachtete, die sich ein Wettrennen lieferten. Ich erinnere mich auch an ein blaues Kleid, das meine Mutter gern trug. Ihr Gesicht habe ich jedoch vergessen.*

*An den Tag, als SIE mich holen kamen, erinnere ich mich hingegen mit erschreckender Deutlichkeit. SIE, das waren Männer in roten Kutten, angeführt von einem Judikator. Sie sagten meinen Eltern, dass sie mich mitnehmen würden, denn ich sei gesund und somit eine »Auserwählte«. Mein Vater brach erst in Tränen aus und begann dann vor Wut zu toben. Ein paar Männer brachten mich nach draußen, während andere bei meinen Eltern im Haus blieben. Kurz darauf verstummten das Weinen und Schreien meines Vaters, und es war nur noch das Flehen meiner Mutter zu hören, das wenig später ebenfalls abbrach.*

*Die Männer hätten meine Eltern auch dann getötet, wenn sie keinen Widerstand geleistet hätten, davon bin ich überzeugt. Zuias Gesetz erlaubte keinen Bruch mit der Tradition. Die Dämonin wollte verhindern, dass ihre Untertanen Rachegefühle entwickelten oder aufbegehrten, und so waren die Eltern aller entführten Mädchen zum Tode verdammt. Zuias Boten vollstreckten das Urteil der Rachegöttin immer, sei es am selben Tag oder Monde später.*

*Nachdem ich meinen Eltern entrissen worden war, fand ich mich in einer Gruppe von etwa zwanzig weinenden Mädchen wieder. Die meisten von uns waren gerade einmal drei Jahre alt. Wir setzten uns in Bewegung, umringt von Männern, an*

*deren Klingen noch das Blut unserer Eltern klebte. Zuïas Boten führten uns in die Sümpfe des Lus'an. Zu Fuß. Viele von uns trugen nicht einmal Schuhe – auch ich nicht.*

*Die Mörder fassten uns nicht gerade mit Samthandschuhen an. Für sie waren wir nur eine Schar plärrender Gören, die sich nicht von der der Vorjahre unterschied. Vermutlich hatten sie den Befehl, auf dem Marsch zu Zuïas Palast eine erste Aussonderung vorzunehmen. Die Selektion war grausam: In den vier Tagen starben zwei Mädchen an Hunger oder Erschöpfung, und zwei weitere wurden von den Boten in den Sümpfen zurückgelassen, wo sie der sichere Tod erwartete. Dieses Schicksal war allen Mädchen bestimmt, die den Boten nicht aufs Wort gehorchten oder nicht aufhören wollten zu weinen.*

*Ich gehörte weder zu der einen noch zu der anderen Sorte. Taub vor Müdigkeit und Hunger wurde ich nur von einem Gedanken beherrscht: Am Ende des Marschs würden uns die Männer vielleicht etwas zu essen geben und uns eine Weile schlafen lassen. Als wir an einem Strauch mit wilden Beeren vorbeikamen, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen und stopfte mir die süßen Früchte in den Mund. Ich war so ausgehungert, dass ich sogar ein paar schwächere Mädchen weg-schubste, um mögliche viele Beeren abzubekommen. Ich war nur noch auf mein eigenes Überleben bedacht. Nach diesem Vorfall betrachteten mich die Wächter mit anderen Augen. Der Judikator schenkte mir sogar ein schmales Lächeln.*

*Dieses Verhalten hätte mich misstrauisch machen sollen – mir hätte dämmern müssen, welches Schicksal mir bevorstand. Anstatt den Marsch fortzusetzen, hätte ich mich besser auf der Stelle im Morast der Sümpfe ertränkt.*

Der Wind war zwar nicht kalt, wehte aber so heftig, dass er Fanoun in einem fort Sand ins Gesicht blies. Vergeblich versuchte die Alte, ihren Schal so zu binden, dass Mund und Nase besser geschützt waren. Die salzigen Körner krochen in jede Falte ihres runzeligen Gesichts und trieben ihr Tränen in die Augen. Nach einer Weile beschloss sie, rückwärts gegen den Sturm anzulaufen, auch wenn sie auf diese Weise leichter stolperte. In ihrem Alter konnte jeder Sturz lebensgefährlich sein.

Zum Glück gab es am Strand nicht viele Hindernisse. Überdies kannte Fanoun diesen Teil der Küste wie ihre Westentasche und hätte den Weg sogar mit geschlossenen Augen gefunden. Sie und ihr Mann hatten sich vor über sechzig Jahren in der Nähe des lorelischen Dorfs Berce niedergelassen, nur wenige Meilen vom Mittenmeer entfernt. Beide waren diesen Strand unzählige Male entlanggelaufen, um nach Muscheln zu suchen oder spazieren zu gehen. Seit dem Tod ihres Mannes vor zwölf Jahren hatte Fanoun diese Gewohnheit beibehalten. Manchmal, wenn weit und breit niemand in Sicht war, unterhielt sich die Witwe sogar leise mit dem Verstorbenen.

Zum Glück war sie nicht völlig allein. Ihr Hund Gari, dessen rötlich-blondes Fell im Wind flatterte, hatte ein so überschäumendes Temperament, dass es Fanoun manchmal schon ermüdete, ihm beim Herumtoben *zuzuschauen*. Sein Alter war unklar, Fanoun schätzte ihn auf acht oder neun Jahre. Vor einigen Wintern hatte sie das Tier an eben diesem Strand gefunden, und seitdem waren die beiden unzertrennlich. Garis unbändiger Spieltrieb stellte die Geduld der alten Frau manchmal auf eine harte Probe, auch wenn er dafür sorgte, dass sie gesund blieb. Wenn sie



den Hund nicht täglich mehrere Dezimen lange ausführen müsste, hätte sie bei diesem Wetter gewiss keinen Fuß vor die Tür gesetzt. Trotz des schneidenden Winds musste sie zugeben, dass ihr der Spaziergang guttat – zumindest weckte er angenehme Erinnerungen.

Mit zusammengekniffenen Augen wandte sie den Kopf zur Seite, um einen kurzen Blick auf den Hund zu werfen, der am Meeressaum heruntollte. Es war Flut, und die Wellen rollten in einem fort an den Strand. Garis Überschwang und Kraft zu beobachten, war eine wahre Freude. Er war ständig in Bewegung, rannte hierhin und dorthin, vollführte Luftsprünge, stürzte sich ins Wasser, schüttelte sich, nur um gleich wieder loszulaufen ...

Wie üblich würde Fanoun später einen Teil des Abends darauf verwenden müssen, sein Fell zu bürsten. Manchmal hatte sie das Gefühl, der Hund wälzte sich absichtlich im Sand, nur um hinterher ausgiebig gestriegelt zu werden.

Wenig später gelangte Fanoun zu einer Dünenkette, die im Volksmund »Finger des Riesen« oder einfach nur »die Finger« genannt wurde. Es war die einzige Erhebung weit und breit. Endlich konnte sie wieder vorwärtslaufen, denn die Dünen boten ein wenig Schutz vor den Windböen. Der Name rührte von einer alten Legende her: Einst habe ein Seeungeheuer in den Untiefen des Meers gehaust, und vor langer Zeit sei es zum Häuten an diesen Strand gekommen. Mit den Jahren hätte der Sand dann den abgestoßenen Panzer und die Scheren des Tiers unter sich begraben, und so seien die Dünen entstanden. Obschon Fanoun solchen Geschichten für gewöhnlich keinen Glauben schenkte, ließ sie an dieser Stelle jedes Mal unwillkürlich den

Blick über die ungewöhnlich hohen Sandhügel wandern. Was, wenn die Legende doch einen Funken Wahrheit enthielt? Schließlich hatten im Laufe der Jahrhunderte mehrere Augenzeugen das Seeungeheuer gesichtet! Die alte Frau erschauerte bei dem Gedanken, die Dünen könnten auseinanderbrechen und eine alptraumhafte Kreatur mit schuppigem Panzer und spitz gezackten Scheren zum Vorschein bringen. Die Alte malte sich die Szene so lebhaft aus, dass sie heftig zusammenzuckte, als Gari plötzlich zu bellen begann.

Zum Glück konnte sie ein rascher Blick den Strand entlang beruhigen. Der Hund schlug nur an, weil jemand auf sie zukam. Noch war der Fremde mehrere Hundert Schritte entfernt, und Fanouns Augen waren nicht mehr die besten, aber sie konnte immerhin erkennen, dass er ein Wägelchen hinter sich herzog. Also musste es Theodril sein, ein alter Mann aus dem Dorf, der regelmäßig zum Strand kam, um Treibholz zu sammeln. Fanoun fand den Greis nicht sonderlich sympathisch, wollte aber auch nicht kehrtmachen und ihren Spaziergang vorzeitig beenden, nur um ihm aus dem Weg zu gehen. Also fand sie sich mit dem Gedanken ab, bei ihrer Begegnung ein paar Worte mit ihm zu wechseln.

Während die beiden Alten einander mit der gebotenen Höflichkeit begrüßten, kläffte Gari den Treibholzsammler in einem fort an. Fanoun hätte dem Hund am liebsten als Vorwand benutzt, um rasch weiterzugehen, aber der Inhalt des Wägelchens weckte ihre Neugier. Anders als sonst transportierte Theodril nicht nur ein paar ausgebleichte, glatt geschliffene Äste, die die Flut zurückgelassen hatte. Heute hatte er einen ganzen Haufen Planken und zersplit-

terte Rundhölzer gesammelt, die das Wägelchen fast unter sich begruben. So hatte der Alte dann auch seine liebe Not, den Wagen im Sand überhaupt von der Stelle zu bekommen. Als Fanoun den Blick über den Strand schweifen ließ, entdeckte sie im Saum der zurückweichenden Flut ähnliche Trümmer, die ihr bisher nicht aufgefallen waren. Der Anblick weckte traurige Erinnerungen, die ihr die Kehle zuschnürten.

»Gab es einen Schiffbruch?«, fragte sie. »Wer ist nicht zurückgekehrt? Aus welchem Dorf sind die Männer?«

Theodril baute sich zwischen ihr und dem Wägelchen auf, als fürchte er, Fanoun würde ihm seine Beute streitig machen. Das Bild, wie der Alte vor zwölf Jahren die Überreste des Schiffs eingesammelt hatte, mit dem ihr Mann gesunken war, blitzte vor ihrem Auge auf. Fanoun bemühte sich, ihren Abscheu zu verbergen.

»Ich glaub, bei uns wird niemand vermisst«, nuschelte der Alte. »Außerdem muss man sich die Bretter nur mal ansehen. Das Boot is nich von hier.«

Fanoun besah sich die Wrackteile genauer. Tatsächlich sahen sie vollkommen anders aus als die schweren Planken der Fischerboote, die in der Umgebung von Berce hergestellt wurden. Sie erstarrte, als ihr auffiel, dass ein Großteil der Bretter vom Feuer geschwärzt war. *Ein Brand auf hoher See!* Das Schlimmste, was der Besatzung eines Schiffs passieren kann ... Ein solches Unglück überlebte niemand. Mit einem knappen Nicken verabschiedete sie sich von Theodril, rief ihren Hund und entfernte sich mit schweren Schritten.

Gleich darauf blieb Fanoun abermals stehen. Sie konnte sich nicht erklären, warum ihr das Schicksal der unbe-

kannten Opfer so sehr zu schaffen machte. Vermutlich, weil es seit dem Tod ihres Mannes der erste Schiffbruch war, dessen Spuren sie mit eigenen Augen sah. Traurig glitt ihr Blick über die angespülten Planken und wanderte dann weiter hinaus auf das offene Meer, hin zu dem einzigen Flecken Land, der das endlose Blau durchbrach. Die Insel Ji.

*Vielleicht war das brennende Boot ja an ihren Klippen zer-  
schellt. Es wäre nicht das erste Mal ...*

Abermals erschauerte die Witwe. Die kleine Insel hatte gewiss schon vielen Menschen das Leben gekostet.

Dieser Gedanke war sehr viel gruseliger als die Geschichten von einem Scheren-Ungeheuer, das auf dem Meeresgrund hauste.

*Als ich Zu'ias Palast zum ersten Mal sah, war ich zutiefst beeindruckt. Wer hätte gedacht, dass sich inmitten der tödlichen Sümpfe des Lus'an eine Festung aus Marmor, Gold und Seide befand? Obwohl ich noch ein Kind war, ahnte ich, dass eine solche Zurschaustellung von Luxus ungewöhnlich war. Außerdem wurde mir gleich klar, dass die Bewohner dieses Orts alles taten, um sein Geheimnis zu wahren, und in diesem Moment begriff ich, dass die Judikatoren nicht vorhatten, auch nur eines von uns einundzwanzig Mädchen jemals wieder nach Hause zu lassen. Wir standen vor unserem Gefängnis. Einem Gefängnis, das einer Schlangengrube ähnelte.*

*Man gönnte uns ein paar Dekanten Ruhe auf schimmeligen, flohverseuchten Strohsäcken. Obwohl der Hunger fast unerträglich war, sank ich erleichtert in einen tiefen Schlaf.*

*Andere Mädchen waren zu verstört von dem Unglück, das*

*über sie hereingebrochen war, um schlafen zu können, und weinten die ganze Nacht. Das stellte sich als folgenschwerer Fehler heraus. Im Morgengrauen warf uns der Kerkermeister ein paar Brotlaibe in die Zelle. Sie reichten längst nicht für alle Mädchen, es sei denn, wir hätten geteilt. Dafür waren wir jedoch viel zu ausgehungert. Innerhalb kürzester Zeit entspann sich eine wilde Prügelei. Diejenigen von uns, die etwas geschlafen hatten und wieder zu Kräften gekommen waren, siegten. Mit Zähnen und Krallen verteidigten wir unsere Beute, um unseren quälenden Hunger zu stillen. Den Verliererinnen blieb nichts anderes übrig, als noch bitterlicher zu weinen – oder sich vorzunehmen, beim nächsten Mal zu den Siegerinnen zu gehören. So begann zu unserer Schande ein Kampf auf Leben und Tod, der mir während der nächsten fünfzehn Jahre in Fleisch und Blut übergehen sollte. Es war die einzige Chance zu überleben.*

*Nach diesem ersten Kampf wurden wir in die Bäder geführt und kamen endlich in die Obhut von ein paar Frauen. Es waren die ersten, die ich in dem Dorf rings um Zuïas Palast sah, Mädchen von dreizehn oder vierzehn Jahren. Sie entkleideten und wuschen uns und schoren uns dann das Haar, nicht mit unnötiger Brutalität, aber auch ohne jedes Mitgefühl.*

*Ein Jahrzehnt später würde ich selbst eine dieser jungen Frauen sein. Die Sterblichen, die der Dämonin dienten, waren eine eingeschworene Gemeinschaft, die jahrhundertealten Traditionen folgte und in der jeder bestimmte Aufgaben zu erfüllen hatte – streng getrennt nach Alter, Geschlecht und Rang. So waren alle Männer, vom einfachsten Boten bis zum obersten Judikator, für den Schutz des Palasts, die Kampfausbildung und den religiösen Unterricht zuständig. Vom Kochen, Putzen und anderen häuslichen Tätigkeiten waren sie befreit. Zudem*

war es ihnen verboten, sich Zuïas Schülerinnen auf ungebührliche Weise zu nähern. Alle Mädchen, die Zuïa dienten, mussten Jungfrauen bleiben, sonst konnte ihr Körper den Geist der Dämonin nicht aufnehmen. Die wenigen Mädchen, die dieses Gesetz missachteten, wurden aufs Grausamste bestraft.

Alle Anwärterinnen auf den Titel der Kahati, die im Kampf um Zuïas Gunst über sehr viel Jüngere herfielen, wurden ebenfalls hart bestraft. Es wäre den jungen Frauen, die uns das Haar schoren, ein Leichtes gewesen, uns mit dem Rasiermesser die Kehle durchzuschneiden und so eine Rivalin aus dem Weg zu räumen, aber die Judikatoren wachten scharf darüber, dass der Wettstreit immer nur innerhalb einer Generation ausgetragen wurde. Sie mussten in jedem Jahr eine Kahati ernennen können und deshalb um jeden Preis verhindern, dass die Älteren die Jüngeren töteten. So lernte ich bald, mich vor allem vor Mädchen meines Alters in Acht zu nehmen. Die Jüngeren und Älteren ignorierten mich meistens und warteten schlimmstenfalls auf eine Gelegenheit, mir heimlich einen Stoß zu versetzen, damit ich verunglückte.

Nachdem man uns gewaschen und das Haar geschoren hatte, bekamen wir zu unserer Körpergröße passende purpurrote Gewänder. Jahrelang würden all meine Kleider diese Farbe haben. Anschließend führte man uns vor die Herrin des Hauses, unsere Gebieterin, der wir fortan bedingungslos gehorchen mussten – jedenfalls, wenn uns das Leben lieb war.

Ich muss gestehen, dass Zuïa mich über alle Maßen beeindruckte. Die Judikatoren stellten sie uns als Göttin vor, als unsere Göttin, und Zuïa lieferte uns auch gleich einen Beweis ihrer Macht. Einige Mädchen begannen hysterisch zu kreischen, als Zuïa in ihre Gedanken eindrang und dort zu ihnen sprach, aber die meisten empfanden nichts als Ehrfurcht und Bewun-

derung. Die Rachegöttin zeigte sich an jenem Tag von ihrer besten Seite. Auch wenn sie es nicht laut sagte, schien sie uns allen eine Mutter sein zu wollen. Wir sehnten uns so sehr nach ein wenig Zuwendung ...

Dann gaben uns die Judikatoren der Tradition gemäß einen neuen Namen: Fortan hieß ich Zejabel. Sie gaben uns zu verstehen, dass wir unsere Herkunft schnellstmöglich vergessen mussten. Damals erschien mir das unmöglich, aber mittlerweile weiß ich, dass die Judikatoren ihr Ziel erreicht haben.

Tage, Dekaden, Monde, Jahre zogen ins Land. Niemand entkam Zuïas Gesetz. Im Lus'an mussten wir all unsere Individualität aufgeben – wir waren Dienerinnen der vermeintlichen Göttin, sonst nichts. Der Wettkampf stand im Mittelpunkt von allem, und wir wurden ständig dazu angehalten, über uns selbst hinauszuwachsen. Meine Kindheit und Jugend waren eine einzige Abfolge harter körperlicher und geistiger Prüfungen. Die Judikatoren unterwiesen uns in den Kampfkünsten, im Gebrauch verschiedener Gifte und in den rätselhaften Gesetzen, denen die Unsterblichen gehorchten.

Damals war ich überzeugt, einer echten Göttin zu dienen. Mein Leid und das, welches ich meinen Rivalinnen zufügte, schienen mir durch einen höheren Zweck gerechtfertigt, den ich als gewöhnliche Sterbliche nicht verstand. Unter Aufbietung all meines Ehrgeizes und all meiner Beharrlichkeit gelang es mir, meine Rivalinnen zu übertreffen und den begehrten Titel der »Kahati« zu erringen. Irgendwann stand fest, dass ich Zuïas nächste Verkörperung sein würde. Ich war bereit, der Göttin meinen Körper zu schenken und meinen eigenen Geist sterben zu lassen.

Erst als ich Zuïas wahre Natur erkannte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. In Wahrheit war sie keine Göttin,

*sondern eine Dämonin, eine abscheuliche Kreatur. Sie war das genaue Gegenteil der strengen, aber gerechten Göttin, an die ich geglaubt hatte.*

*An jenem Tag begann meine Flucht vor Zuia, und einige Zeit später besiegte ich die Dämonin. Letzten Endes nutzte ich die Fähigkeiten, die mir im Laufe entbehrungsreicher Jahre antrainiert worden waren, um meine einstige Gebieterin zu vernichten. Mein Leid war also doch noch zu etwas gut, daran muss ich einfach glauben. Trotzdem erinnere ich mich nur ungern an meine Lehrzeit. Mein Körper und mein Geist haben zu großen Schaden genommen.*

*Die Qualen meiner Kindheit und Jugend hätten mir eine Lehre sein müssen. Ich hätte nicht denselben Fehler wie die Judikatoren begehen dürfen.*

*Ich hätte meinen Sohn nicht denselben Torturen aussetzen dürfen.*

Die Nacht war lang, lang und ermüdend. Der Kapitän würde seinen Männern erst dann eine Ruhepause gönnen, wenn sie ihm etwas Brauchbares brachten, und so suchte die gesamte Mannschaft Dekant um Dekant die dunklen Fluten des Mittenmeers ab. Niemand durfte sich auch nur eine Dezime schlafen legen. Und all das wegen einer völlig vergeblichen Suche.

Dabei hatten sie sich anfangs wirklich bemüht, vor allem wegen der Aussicht auf Belohnung: Der Kapitän schien über unerschöpfliche Reichtümer zu verfügen und stand in dem Ruf, all jene, deren Dienste ihn zufriedenstellten, reich zu belohnen. Doch nach einer Weile hatten die Matrosen die Nase voll gehabt und nur noch in



der Hoffnung weitergemacht, irgendetwas zu finden, das ihnen erlaubte, endlich in ihre Hängematten zu steigen. Nachdem der Kapitän allerdings die Leichen von zwei Matrosen, die nicht weitersuchen wollten, über Bord werfen ließ, machten sich alle wieder emsig an die Arbeit.

Nun wurden sie vor allem von Angst angetrieben.

Der Kapitän schätzte die versuchte Meuterei der beiden Matrosen, die sich vor Erschöpfung kaum noch auf den Beinen halten konnten, nicht gerade und »tadelte« sie höchstpersönlich. Die Schreie der beiden waren laut durch die Nacht gehallt, und seitdem hatte keiner der Männer mehr aufzumucken gewagt. Die Hälfte der Mannschaft beugte sich über die Reling, während die andere Hälfte das Meer von Ruderbooten aus absuchte. Ihre Arbeit wurde dadurch erschwert, dass der Kapitän ihnen verboten hatte, Fackeln oder Laternen zu entzünden. So blieb ihnen nur das Mondlicht.

Unermüdlich fischten sie mit Stangen und Enterhaken Schiffstrümmer aus dem Wasser, betrachteten sie kurz und warfen sie anschließend zurück ins Meer. Die Sucherei war völlig sinnlos: Die Leichen, nach denen der Kapitän suchte, mussten längst auf den Meeresboden gesunken sein. Schon im ersten Dekant ihrer Suche war es unwahrscheinlich gewesen, noch Überlebende zu finden, aber mittlerweile käme es einem Wunder gleich.

Und jetzt musste Rauric vor den Kapitän treten und ihm von ihrem Scheitern berichten. Während der zwei letzten Dezimen hatte er krampfhaft nach einem Vorwand gesucht, sich vor dieser Aufgabe zu drücken oder sie zumindest aufzuschieben, aber mittlerweile fielen ihm keine Ausflüchte mehr ein. Im Übrigen konnte es sein, dass

der Kapitän einen Wutanfall bekam, wenn er ihn noch länger warten ließ – und bei dieser Vorstellung lief Rauric ein Schauer über den Rücken. Er hatte sogar mit dem Gedanken gespielt, ein Ruderboot zu stehlen und zu versuchen, das Festland zu erreichen, aber selbst das hätte ihn nicht gerettet. Wenn der Kapitän es auf jemanden abgesehen hatte, gab es kein Entkommen.

Denn der Kapitän bekam immer, was er wollte – außer vielleicht heute Nacht.

Rauric hatte einen dicken Kloß im Hals, als er all seinen Mut zusammennahm und an die Tür der Kapitänskajüte klopfte. Kaum hatte sein zitternder Finger das Holz berührt, befahl ihm eine heisere, mürrische Stimme einzutreten. Der Matrose war so klug, sofort zu gehorchen.

In der Kajüte herrschte eine düstere Atmosphäre. Draußen schien die Sonne, aber hier drinnen verdeckten Fensterläden und schwere Vorhänge die Bullaugen. Vereinzelt Kerzen flackerten in der Dunkelheit. Ein durchdringender Geruch hing in der Luft, eine Mischung aus Weihrauch, Schimmel und Moder. Krampfhaft versuchte Rauric, nicht zu den Pergamenten und aufgeschlagenen Büchern hinüberzusehen, die überall auf Tischen, Stühlen und Schreibpulten lagen. Der Kapitän hasste es, wenn man sich ohne Aufforderung für seine Studien interessierte. Außerdem fürchtete Rauric, die rätselhaften Symbole und Schriftzeichen könnten ihn mit einem Fluch belegen – sie sahen ihm ganz nach schwarzer Magie aus. So betrachtete er seine Schuhspitzen, als wären sie das Faszinierendste von der Welt. Direkt vor seinen Füßen prangte ein dunkler Fleck auf dem Boden, bei dessen Anblick ihn ein Schauer überlief. Das Blut der beiden Meuterer von letzter Nacht war

offenbar nicht richtig weggewischt worden. Der Matrose, den der Kapitän mit dieser Aufgabe betraut hatte, musste es eilig gehabt haben, die Kajüte wieder zu verlassen.

»Also?«, fragte der Kapitän schneidend. »Ich warte!«

Plötzlich stand er direkt hinter Rauric, obwohl er vorher nirgends zu sehen gewesen war. Nur mit großer Mühe unterdrückte der Matrose einen Aufschrei. Zum Glück gewann er die Fassung schnell genug zurück, um seinen Gebieter nicht zu verärgern. Schließlich war er nicht lebensmüde ...

»Herr, wir haben nichts gefunden«, stammelte er hastig. »Wir haben die Unglücksstelle sorgfältig abgesucht und sind auch der Strömung gefolgt, aber wir sind auf keine einzige Leiche gestoßen. Die Männer glauben, dass niemand überlebt hat.«

»Die Männer?«, schnappte der Kapitän. »Ach ja? Glauben diese Armleuchter etwa, sie wüssten besser als ich, ob sich die Suche lohnt? Gehörst du vielleicht auch zu diesen verkannten Genies? Willst du womöglich meinen Platz einnehmen?«

»Nein, Herr!«, beteuerte Rauric.

Er hätte Vater und Mutter verleugnet, um nur ein paar Dezillen weiterzuleben. Glücklicherweise schien der Kapitän das Interesse an dem Thema verloren zu haben. Mit nachdenklicher Miene lief er in der Kajüte auf und ab.

»Glaub mir, sie haben überlebt«, sagte er. »Vielleicht nicht alle und vielleicht nicht unverletzt, aber sie sind irgendwo da draußen. Ich muss sie nur finden. Ich muss sie finden, damit ich sie ...«

Er beendete den Satz nicht, sondern blieb vor einem Bullauge stehen und zog den Vorhang mit einem Ruck

zur Seite. Dann löste er einen Haken und stieß den Fensterladen weit auf. Grelles Morgenlicht durchflutete das Zimmer und blendete Rauric für einen Moment. Als sich seine Augen an die plötzliche Helligkeit gewöhnt hatten, sah er, wie der Kapitän zum Horizont starrte – genauer gesagt, zu einer Insel. Einer kleinen Anhäufung von Felsen im Meer, der sie während ihrer Suche immer näher gekommen waren.

»Da ist sie ja«, murmelte der Kapitän.

Rauric gab keinen Mucks von sich. Seinen Gebieter in diesem Moment zu stören, erschien ihm nicht minder gewagt, als ihn wüst zu beschimpfen. Als sich der Mann zu ihm umwandte, brach dem Matrosen der kalte Schweiß aus.

»Worauf wartest du?«, herrschte ihn der Kapitän an. »Gib meinen Befehl an den Steuermann weiter. Wir nehmen Kurs auf die Insel!«

Rauric nickte eilfertig und zog sich ohne ein weiteres Wort zurück. Er war übergücklich, so glimpflich davongekommen zu sein.

Der Geruch des Todes, der sich in der Kajüte an seine Kleider geheftet hatte, ging ihm bis zum Abend nicht mehr aus der Nase.

*Josion kam nur wenige Dekaden nach Damián zur Welt. Viele Frauen hatten mir von den Geburtsschmerzen berichtet, vor allem Eryne, die eine ganze Nacht lang in den Wehen gelegen hatte. Doch die Niederkunft meines Sohnes war für mich ein Moment reinen Glücks. War mein Körper so sehr an Leid gewöhnt, dass mir eine Geburt nichts ausmachte? Oder spürte*

*ich den Schmerz vor lauter Glück nicht? Halfen mir vielleicht Nolans Berührungen und tröstenden Worte? Ich weiß es nicht. Vielleicht war es von allem etwas. Oder es war noch etwas ganz anderes, etwas Übernatürliches.*

*Josion wurde im Jal gezeugt, wie Eryne eine Generation vor ihm oder Nol der Seltsame zur Zeit der Ethecker. Das macht ihn zu etwas Besonderem. Außerdem ist er der Letzte, der an diesem wundersamen Ort gezeugt wurde, denn kurz danach hörte das Jal auf zu existieren. Und schließlich war ich noch Jungfrau, als ich mich seinem Vater hingab. Es ist allgemein bekannt, wie wichtig Reinheit für die Religionen ist. Bei allem, was wir über die Herkunft der Götter wissen, bin ich überzeugt, dass Josion einen göttlichen Funken in sich trägt. Vermutlich war es also seine unsterbliche Macht, die mir seine Ankunft in dieser Welt erleichterte.*

*Mein erster Blick auf meinen Sohn bestärkte diese Überzeugung noch. Er war von atemberaubender Schönheit – und ist es immer noch. Er vereinte in sich das Beste beider Eltern und noch viel mehr. In seinen Augen funkelte ein außergewöhnlicher Glanz. Während der langen Monde meiner Schwangerschaft hatte ich mir meinen Sohn als starken und anmutigen Jungen vorgestellt. Die Wirklichkeit übertraf all meine Erwartungen. Für mich gab es keinen Zweifel: Josion war viel mehr als ein gewöhnlicher Sterblicher. Er war ein höheres Wesen, ein Wandler zwischen den Welten.*

*Wohlweislich behielt ich meine Überzeugung für mich. Selbst Nolan sagte ich nichts davon, dabei ist er der wunderbarste Ehemann, den man sich wünschen kann. Doch er und seine Freunde waren überzeugt, dass die Götter nicht mehr existierten. Soweit wir wussten, waren die Unsterblichen zusammen mit dem Jal untergegangen, und mit ihnen waren auch die*

*Magie und alle anderen übernatürlichen Kräfte aus der Welt verschwunden. Seitdem sind die Menschen scheinbar nur noch den Gesetzen der Zeit und der Natur unterworfen. Mit der Behauptung, für meinen neugeborenen Sohn gelte all dies nicht, hätte ich mich lächerlich gemacht. Die anderen hätten meine Worte als die Eitelkeit einer jungen Mutter abgetan.*

*Es mag sein, dass Eitelkeit eine Rolle spielt, schließlich trug ich selbst zum Anbruch des neuen Zeitalters bei, indem ich das Jal verleugnete, so wie Eurydis es uns befohlen hatte. Trotzdem spürte ich, dass Josions Geist sehr viel stärker war als der Geist gewöhnlicher Sterblicher. In all den Jahren, die ich an Zuïas Seite verbracht hatte, lernte ich, die Aura der Unsterblichen zu erkennen. Und mein Sohn strahlt diese Aura seit dem Tag seiner Geburt aus – auch wenn das eigentlich unmöglich war.*

*Damals empfand ich eine Mischung aus Stolz und Furcht. O ja, Josion würde stark sein. Als Kind der alten wie der neuen Zeit war mein Sohn eine Verbindung zwischen beiden Welten. Er war der letzte Nachfahre des Dara, und der erste, der nicht nach den Gesetzen der Entsinnung heranwuchs. Josion würde niemals ein echter Gott werden, auch wenn er den Keim dazu in sich barg. Er trägt die Vergangenheit der Menschen in sich, aber auch ihre Zukunft. Meiner Meinung nach steht er für alles, wofür Generationen von Erben gekämpft haben.*

*So erschien es mir nur folgerichtig, ihm das Geheimnis der Erben anzuvertrauen. Josion würde sein Hüter sein, so wie Nol der Seltsame einst das Geheimnis des Jal bewahrt hatte. Zumindest hoffte ich das.*

*Die Vorbereitung meines Sohns auf die Aufgaben, die vor ihm lagen, wurde für mich zu einer heiligen Mission. Es war zudem eine willkommene Gelegenheit, meinen Freunden Dank zu zollen – jenen Menschen, die mich aus den Klauen der*

*Dämonin befreit und mir die Freiheit geschenkt hatten. Ohne sie hätte ich nie erfahren, was Liebe und Glück sind und was es bedeutet, eine Familie zu haben. Ich wollte meinem Sohn dabei helfen, seine Persönlichkeit zu entfalten und seine Fähigkeiten zu vervollkommen – als lebender Beweis dafür, dass die Ziele unseres Kampfs richtig und gerecht waren.*

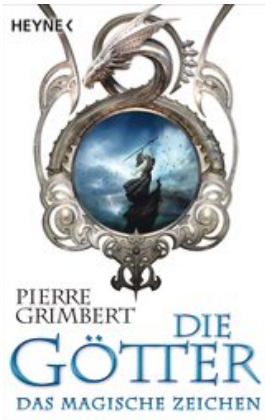
*Es waren glückliche Jahre. Durch immer neue Spiele brachte ich meinen Sohn dazu, seinen Körper zu stählen. Gleichzeitig erzählte ich ihm unsere Geschichte, anfangs nur in groben Zügen, später in allen Einzelheiten. Ich ließ nichts aus, denn ich wollte auf keinen Fall, dass er wie ich mit einer Lüge aufwächst. Für mich war es ein Liebesbeweis, ihm die ungeschminkte Wahrheit zu sagen, so grausam sie auch war.*

*Mein Mann stand all dem skeptisch gegenüber: Er hielt es für keine gute Idee, unseren Sohn in alles einzuweihen. Doch da er keine triftigen Argumente hatte, um mich von meinem Vorhaben abzubringen, ließ er mich gewähren. Vermutlich empfand er es ebenfalls als Erleichterung, seinen Sohn nicht ständig belügen zu müssen. So nahm das Leben seinen Lauf. Tag um Tag verging, und wir lebten friedlich abseits der Welt in unserem Hort, der Burg der Familie de Kercyan.*

*Als Josion jedoch vom Kind zum Mann wurde, zogen düstere Wolken am Himmel auf. Unser Zusammenleben wurde von Mond zu Mond schwieriger. Leider bemerkte ich es erst zu spät, doch irgendwann musste ich den Tatsachen ins Auge sehen: Ich hatte aus meinem Sohn einen wortkargen Einzelgänger gemacht, der verstörend selten lächelte. Indem ich Josion wie ein außergewöhnliches Wesen behandelte, hatte ich ihm seine kindliche Unbeschwertheit genommen. Schlimmer noch: Ich raubte ihm jede Möglichkeit, eines Tages glücklich zu sein.*

*Es kam, wie es kommen musste. Nach einem letzten hefti-*

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Pierre Grimbert

## **Die Götter - Das magische Zeichen**

Die Götter 2  
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-52769-0

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2011

Die Erben der Magier und Krieger sind zurück! Das mysteriöse Verschwinden der Götter hat die Welt von Grund auf verändert, und die jungen Helden stehen vor ihrer größten Herausforderung, die ihrer Freundschaft und ihrem Mut alles abverlangt. Als sie entdecken, dass das Böse offenbar einen Weg zurück in ihre Welt gefunden hat, machen sie sich auf die Suche nach dem Geheimnis ihrer Vorfahren – dem Geheimnis der legendären Insel Ji...